

Gabriele Schneider

Die fünf Glücklichen im Himmel

Ein Märchen für Erwachsene
(nicht nur für Haut-Geschädigte)



*Gewidmet allen Menschen mit
einer chronischen Erkrankung*

©2024 Gabriele Schneider

Covergrafik und Grafik Seite 40: pixabay Berlin

Es waren einmal zwei Frauen und drei Männer. Sie lebten in einem freien und blühenden Land, das von Kriegen und einem diktatorischen Herrschertum schon lange verschont geblieben war und somit konnten alle seine Bewohnerinnen und Bewohner in Sicherheit und Wohlstand leben. Doch da auch ihr Land kein Schlaraffenland war, wo einem die gebratenen Vögel und Gänse in den Mund fliegen und alles, was das Herz begehrt, ohne Mühe zu bekommen ist, so hatten auch diese Fünf mit so manchen alltäglichen Verrichtungen ihre liebe Not und auch sie wurden nicht verschont von unangenehmen Plagen und Ungerechtigkeiten. Dies war umso bedauerlicher, da es sich bei diesen Fünfen allesamt um gerechte Menschen handelte. Denn überall, wo Menschen zusammenkommen, geht es leider nicht immer gerecht zu. Auch waren die Fünf wie alle Kreaturen auf dem Planeten Erde nicht unsterblich.

So trug es sich zu, dass alle Fünf zur selben Zeit verstarben, auch wenn sie an unterschiedlichen Orten gelebt hatten und sich zu Lebzeiten nie begegnet waren. Es muss aber auch gesagt werden, dass jeder von den Fünfen trotz so mancher Mühseligkeiten auf ein eher langes Leben zurückblicken konnte und gottlob nicht schon in jungen Jahren aus diesem entrissen wurde.

Jedem der Fünf wurde ein feierliches Begräbnis zuteil unter der Leitung des hiesigen Pfarrers mit Glockengeläut und Trauergemeinde. In den Erinnerungsreden wurde jeweils das Leben des Verstorbenen ordentlich und

anrührend gewürdigt, sodass das Schluchzen des einen oder anderen Hinterbliebenen laut vernehmlich zu hören war. Auch erhob sich die Stimme des Pfarrers besonders laut und deutlich bei der Verkündigung der Auferstehungshoffnung, die bei keiner der fünf Bestattungen fehlte, sodass diese tröstliche Botschaft bis zu den zuhinterst stehenden Trauergästen vernehmbar war. So konnte jeder der Anwesenden, der sich aufgrund dieser beeindruckenden Ansprache des Pfarrers deutlich darüber bewusst wurde, dass auch er eines Tages die Hauptperson dieser Zeremonie sein würde, in der Hoffnung auf eine Auferstehung zumindest einigermaßen getröstet fühlen.

Während nun auf dem Planeten Erde die fünf Trauergemeinden die feierlichen Bestattungszeremonien für die von ihnen Gegangenen mit einer Sarg-Prozession auf den verschiedenen Friedhöfen zum schon vorab durch den Totengräber ausgehobenen Grab und zu guter Letzt einer ordentlichen Schippe Erde auf den dort hineingelassenen Sarg zu einem tröstlichen Ende brachten, wurden die Fünf im strahlendblauen Himmel gerade vom lieben Gott allerfreundlichst empfangen und aufs Beste begrüßt.

Der liebe Gott erklärte den Neuankömmlingen mit gütlicher Stimme und aufs Geduldigste und Genaueste, weshalb er gerade sie, die zwei Frauen und die drei Männer, zu einer Gruppe zusammengeführt hatte, denn sie waren ja nicht die einzigen, für die sich an diesem

heutigen Tage die Auferstehungshoffnung erfüllte. Denn sie, die fünf für diese Gruppe Auserwählten, teilten eine Gemeinsamkeit. Und so, sprach der liebe Gott zu ihnen, hatte es sich im Himmel bisher schon immer bewährt, diese Gemeinsamkeiten zu nutzen, da so für sie hier oben endlich ein interessanter Austausch von Meinungen und Erkenntnissen garantiert sei, der unten auf der Erde oftmals in dem dort üblichen alltäglichen Stress und einem Unvermögen der Mitmenschen, anderen zuzuhören und andere Meinungen wahrzunehmen, selten befriedigend möglich sei. Denn das himmlische Dasein, so sprach der liebe Gott weiter, sei frei von Neid, Hass, übler Nachrede, Ausgrenzung, Intrige, Mobbing, Diffamierung, Demütigung und all den scheußlichen Verhaltensweisen, denen sich die Menschen in ihrem weltlichen Dasein leider immer wieder befleißigten, obwohl sie diese Unarten in ihrem freien und blühenden Land eigentlich nicht nötig hätten. Jetzt könnten sie alle hier oben in himmlischer Freude und Unbeschwertheit, ohne jegliche ökonomischen oder gar narzisstischen Interessen, ihre Erfahrungen, ihre Meinungen, ihre Erfolge und Errungenschaften, aber auch ihre begangenen Fehler und Dummheiten in diesem göttlichen Ambiente aussprechen und diskutieren.

Und, so fügte der liebe Gott mit etwas veränderter Stimme, aber gleichmäßig gütigem Tonfall hinzu, wenn hin und wieder einer der unzähligen Sterne am Himmelszelt besonders hell strahlen und blinken würde,

wobei der liebe Gott mit seiner makellosen Hand nach unten zeigte, denn schließlich befanden sie sich im Himmel über den Sternen, dann könnte man sicher sein, dass ein Funke von den himmlischen Gesprächen einen der unten auf der Erde Gebliebenen getroffen hatte und zwar einen, der sich mit einem der nun hier oben Wandelnden nach wie vor tief verbunden fühlte und dieser Erdenmensch somit von einer Art Erleuchtung ergriffen worden sei. Dies sollte es zum Glück öfter geben, als man allgemein so annahm, fügte der liebe Gott hinzu. Die Menschen auf dem Planeten Erde würden diese Veränderung ihres Zeitgenossen zwar wahrnehmen, aber sie könnten diese Wandlung nicht verstehen. Sie würden dann stets fragen: „Hat dich der Blitz getroffen? Du hast dich so verändert.“ Während er dies sagte, schmunzelte der liebe Gott.

So freuten sich die Fünf sehr auf ihr Dasein in den himmlischen Gefilden und waren gespannt, was denn wohl von ihnen das Gemeinsame sein würde, wovon der liebe Gott gesprochen hatte. Sie nahmen auf den bereitgestellten weißen und herrlich weichen Polstern Platz. Der liebe Gott hatte sich von zwei weiß gekleideten Engeln seinen Lieblingssessel bringen lassen, nahm in etwas weiterer Entfernung, um die Runde der Zuhörerschaft nicht in irgendeiner Weise zu verunsichern, eine göttlich entspannte Sitzposition ein und meinte, dass er sich nun sehr auf die fünf Geschichten freue, die seine neuen Himmelsbewoh-

nerinnen und Bewohner nun erzählen durften. Sie sollten sich durch ihn nicht stören lassen. Er strich sich mit seiner makellosen Hand seinen sehr gepflegten weißen Bart glatt, der ihm bis über das Kinn reichte, und zupfte etwas an seinen weißen buschigen Augenbrauen. Die Fünf einigten sich friedlich, in welcher Reihenfolge das Erzählen ihrer Geschichten ablaufen sollte. Sie hatten ja unendlich viel Zeit dafür.

Der erste Erzähler, ein Mann mit vollem weißem Haar und wachem Blick, legte seine auffallend geschmeidigen Hände in den Schoß, räusperte sich und begann mit seiner Geschichte:

„Ich hatte ein recht gutes Leben. Aber ein Problem überschattete vor allem meine jungen Jahre: mein Hautausschlag. Er trat das erste Mal zu Beginn meiner Pubertät auf. Das ganze Gesicht war voll roter, juckender Pusteln, die sich dann auch über Brust und Rücken ausbreiteten. Bei unzähligen Arztbesuchen konnte man mir nicht weiterhelfen. Es hieß, wenn ich erwachsen sein würde, verschwände der Ausschlag von alleine. Jugendfreunde hatte ich wegen meines Aussehens keine. Meine Mutter sagte: ‚Die Haut ist nicht das Wichtigste im Leben.‘ Aber ich glaubte ihr nicht. Ich lernte viel und

fleißig. Somit war ich stets Klassenbester und erwarb dadurch ein gewisses Ansehen in der Klasse. Jeder wollte von mir abschreiben und bat mich um Lerntipps. Aber zum Freund wollte mich doch keiner haben. Das Lernen und in der Folge das viele Wissen stärkte mein Selbstbewusstsein. Das Abitur zu bestehen war für mich ein Leichtes. Danach schrieb ich mich zum Studium an der medizinischen Fakultät ein. Aber gewiss nicht für das Fach Dermatologie, sondern für Allgemeine Chirurgie. Mein Hautproblem interessierte unter meinen Kommilitonen keinen. Ich war ja nicht ansteckend. Uns allen ging es nur um die Sache. Wir wollten gute Chirurgen werden. Und im Operationssaal trugen alle Einweg-OP-Masken. Nach dem Studium, das ich natürlich auch sehr erfolgreich abschloss, wurde ich nicht nur ein sehr guter Arzt, sondern ich forschte und lehrte auch, publizierte und hielt Vorträge. Ich wurde zu einem weltweit angesehenen Chirurgen. Mein Hautproblem reduzierte sich etwas, verschwand aber nicht. Auf eine erfolgversprechende Therapie wartete ich schon lange nicht mehr. Die mit Pusteln übersäte Haut war ein unveränderlicher Teil von mir. Dagegen anzukämpfen lohnte sich nicht. Im Gegenteil, sie war der Antrieb gewesen, der mich zu beruflichem Erfolg geführt hatte. Nur eine passende Frau fand ich nicht. Kinder habe ich keine. Doch ich habe eine andere Erfüllung gefunden. Irgendwann begann ich, mich für das Leiden von Tausenden von Frauen zu interessieren, die Opfer von Genitalverstümmelungen geworden waren - durch Beschneidung oder Gewalt-

verbrechen. Ich operierte ihre Verletzungen. So konnten sie sich wieder als vollwertige Frauen fühlen, möglichst ohne Schmerzen und Folgeerkrankungen. Und sie konnten nun ein zwar eingeschränktes, aber dennoch ein mehr oder weniger erfülltes Liebesleben erfahren und ihre Kinder natürlich und gesund zur Welt bringen. Jedesmal, wenn diese Frauen zu mir in die Klinik kamen, entschuldigte ich mich für mein Aussehen und erklärte, sie müssten keine Angst vor irgendeiner ansteckenden Krankheit haben. Die Frauen sagten dann zu mir: ‚Wissen Sie, Herr Doktor, ich würde so gerne mit Ihnen tauschen. Denn dass ich hier unten so scheußlich aussehe, das sieht mir zwar niemand an, denn ich bin bedeckt, aber dieses Leiden wünsche ich niemandem auf dieser Welt.‘ Und damit hatten die Frauen recht. Nun, um meine Geschichte abzuschließen, ich bekam für meine chirurgischen Verdienste viele Preise und Auszeichnungen verliehen. Dies war für mich stets eine riesige Ehre. Irgendwann führten die Forschungen eines Kollegen dazu, dass eine Immuntherapie entwickelt wurde zur Bekämpfung resistenter Hautekzeme. Nun konnte auch ich geheilt werden. Ja, man darf nie aufhören, an Wunder zu glauben. Mit fünfundachtzig Jahren verstarb ich im Schlaf. Ich glaube, mein Atem setzte einfach aus. Es war Zeit, von der irdischen Welt zu scheiden. Es war gut so. Die Zeitungen waren voll mit Anzeigen, Nachrufen und Berichten über mich und mein Lebenswerk. Mein Begräbnis war ein Medienereignis. Nun, was sollte ich machen, ich war eben berühmt. Aber

eines gefiel mir, denn zu meinem Begräbnis kamen Hunderte von Frauen, die ich geheilt hatte. Einige trugen ein großes Schild, darauf stand: Er hat uns wieder schön gemacht.“

Die vier Zuhörerinnen und Zuhörer hatten überaus interessiert und neugierig zugehört, hatten ab und zu zustimmend genickt und hin und wieder gelächelt. Jetzt klatschten sie lang und kräftig in die Hände.

Der Mann freute sich sehr, stand auf und drückte jedem der Vier die Hände. Dann setzte er sich sichtlich gerührt wieder in seinen weißen Sessel, atmete tief und entspannt, während er sich mit seinen geschmeidigen Händen langsam über Stirn, Wangen und Nase strich.

So war, wie sie es abgesprochen hatten, nun eine der beiden Frauen mit Erzählen an der Reihe. Sie hatte weißes, recht langes und dichtes Haar, welches sie im Nacken mit einer schönen schwarzen Schleife zusammenhielt. Man sah ihr an, dass sie, bevor das hohe Alter gekommen war, eine schöne Frau gewesen sein musste. Sie setzte sich entspannt auf ihr weißes Polsterkissen, aber dennoch mit aufrechtem Rücken, wobei sie sich ein weiteres weißes, aber eher kleines

Kissen hinter den unteren Rücken schob. Und sie begann mit warmer Stimme zu sprechen:

„Ich hatte ein schönes Leben, jetzt im Rückblick betrachtet. Obwohl ich auch schwere Zeiten durchgemacht habe. Ich litt nämlich sehr lange an einer, wie die Ärztinnen und Ärzte damals meinten, unheilbaren Erkrankung. Meine Gesichtshaut war dauerhaft entzündet, rot, rau, manchmal blutig und der quälende Juckreiz war für mich nicht zum Aushalten. Ich weiß nicht mehr genau, wann diese Krankheit mich getroffen hatte. Vielleicht war ich zwölf oder dreizehn Jahre alt. Meine Mutter schleppte mich von einer Arztpraxis zur nächsten. Mir wurden eine Vielzahl von Cremes und Salben verschrieben sowie Bestrahlungen und Diäten verordnet, wobei mir strikt bestimmte Nahrungsmittel verboten wurden. Nichts von alledem half. ‚Die Gene, nicht heilbar, abwarten‘, meinten die ernst schauenden Ärztinnen und die meine Schulter klopfenden Ärzte. Mein Leiden wurde nur noch größer. Ich wollte nicht mehr aus dem Haus gehen, nicht mehr in die Schule, wollte mich nur noch verkriechen. Meine Augen begannen ebenfalls zu brennen, meine Hände waren rissig, ich wollte nichts mehr essen und wurde immer dünner. Auch mein Magen und mein Darm rebellierten immer öfter. Meine Mutter meinte: ‚Du musst deine Haut beherrschen, nicht sie dich. Du darfst nicht ihr Opfer sein. Sonst hat die Haut gewonnen.‘ Aber dieser Ratschlag nützte nichts. Wie sollte ich denn meine Haut beherrschen? Ich konnte doch

nicht einfach zu ihr sagen: ‚Du hast mir nichts vorzuschreiben. Ich mache, was ich will, nicht was du willst.‘ Wenn meine Mutter mit mir Arztbesuche absolvierte, wichen die Leute im Wartezimmer zurück aus Angst vor Ansteckung. In der Schule wollte niemand neben mir sitzen. Aber ich war ja auch bockig, zänkisch, aggressiv, sodass mich niemand zur Freundin haben wollte. Aber man ließ mich in Ruhe. Ich tat allen nur leid. Zuhause heulte ich nur und verkroch mich in meine Märchenbücher. Das Märchen vom Aschenputtel und das von Rapunzel gefielen mir am besten, weil sie gar so traurig sind, und ich las sie so oft, dass ich sie schon auswendig hersagen konnte. Mit achtzehn Jahren verliebte ich mich in einen Jungen. Das war mein großes Unglück. Wer liebt schon eine mit so einem Gesicht! Die Schlaftabletten bekam ich rezeptfrei in der Apotheke und in noch einer und noch einer. Drei Tage nachdem ich sie mit einer halben Flasche Wein hinuntergespült hatte, wachte ich auf der Intensivstation des Krankenhauses wieder auf. Nein, ich wollte auch jetzt nicht mehr leben. Einem Arzt gelang es, mich zu überreden, regelmäßig in eine Gesprächsgruppe zu gehen, deren Teilnehmerinnen und Teilnehmer ebenfalls unter schweren Hautproblemen litten. Dort lernte ich meinen Ehemann kennen. Sein Gesicht sah aus wie ein Streuselkuchen und anfänglich konnte ich ihn nicht ansehen, da ich große Angst bekam, dass ich irgendwann auch so aussehen könnte. Denn ich musste eingestehen, dass ich mit meiner geröteten und rissigen Haut gegen ihn noch

einigermaßen passabel aussah. Zu meiner Verblüffung stellte sich heraus, dass er ein überaus humorvoller und charmanter Mensch war und ich konnte kaum glauben, dass jemand mit diesem pickeligen Gesicht fröhlich sein konnte. Ich wurde regelrecht gezwungen, mein hässliches Weltbild infrage zu stellen. Irgendwann lud er mich nach einer dieser Sitzungen in ein Café ein. Ein halbes Jahr später heirateten wir. Sein Streuselkuchengesicht verschwand wie von Zauberhand. Wenn er zu mir sagte: ‚Ich liebe dich‘, vergaß ich mein eigenes gerötetes und rissiges Gesicht. Wir bekamen vier Kinder. Alle vier hatten eine wunderschöne Haut. Da ich Hausfrau geblieben war, hatte ich viel Zeit, mich um den Haushalt und die Kinder zu kümmern. Jede Woche gab es selbstgebackenen Kuchen. Alle vier Kinder wünschten sich am liebsten Streuselkuchen. Streuselkuchen in allen Variationen, mit Äpfeln, mit Aprikosen, mit Kirschen, Butterkuchen mit Streuseln und so fort. Eines Tages geschah ein Wunder. Meine Gesichtshaut sah nicht mehr gerötet aus. Ein paar Tage später verspürte ich keinen Juckreiz mehr. Ich lief zu meinem Mann und sagte aufgeregt, er solle mich genau anschauen. ‚Warum‘, meinte er, ‚du siehst aus wie immer.‘ Ich fragte meine Kinder: ‚Fällt euch an mir etwas auf?‘ ‚Mami, uns fällt nichts auf. Alles ist wie immer.‘ Sprachlos stand ich vor dem Spiegel, schaute mich von allen Seiten an und glaubte nicht, dass die Person im Spiegel ich sein sollte. Bald darauf benötigte ich meine Tiegel, Tuben und Töpfchen mit Cremes und Salben nicht mehr. Ich war geheilt. Die Liebe zu meinem Mann und zu

meinen Kindern hatte die Krankheit ihrer Macht beraubt. Die Liebe hatte gewonnen. Meine Mutter hatte damals recht, als sie sagte, die Krankheit dürfe mich nicht beherrschen. Eines unserer Kinder, eine Tochter, wurde Hautärztin. Ein Sohn wurde Psychotherapeut mit dem Schwerpunkt Hautkrankheiten und Körperdysmorphie Störung. Der andere Sohn wurde Bäcker. Seine Streuselkuchen schafften es bis auf die regionale Spezialitätenliste und er wurde mit etlichen Ehrenpreisen für das Bäckerhandwerk ausgezeichnet. Das vierte Kind, eine Tochter, wurde Fotografin mit dem Schwerpunkt „Vorher-Nachher-Bilder“, mit denen sie im Rahmen von Gesundheitsprojekten erfolgreich verlaufene Behandlungen von Patientinnen und Patienten, beispielsweise im Bereich Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie, der Adipositaschirurgie und der Dermatologie, im Vorher-Nachher-Vergleich dokumentierte. Mein Mann und ich waren riesig stolz auf unsere Kinder.

Ich verstarb mit fast neunzig Jahren nach einem Schwächeanfall, kurz nachdem mein Mann durch einen plötzlichen Schlaganfall aus seinem gesunden Leben gerissen wurde. An meinem Grab stand meine große Familie, meine vier Kinder mit ihren Ehefrauen und Ehemännern und ihren Kindern, die wiederum schon eigene Kinder hatten. So hatte ich bei meinem Tode insgesamt zwölf Enkelkinder und zwanzig Urenkelkinder. Kein einziges von ihnen hatte Hautprobleme. Ich glaube, sie waren alle zu glücklich dafür.“

Sie saß immer noch entspannt auf ihrem weißen Polsterkissen, jedoch nicht mehr ganz so aufrecht wie zu Beginn ihres Erzählens. Sie schob sich ein zweites kleines weißes Kissen hinter ihren unteren Rücken, denn weiße Kissen gab es in den himmlischen Gefilden in Hülle und Fülle und in allen Größen, damit für jeden der Neuankömmlinge im Paradies etwas Passendes für sein ganz persönliches Wohlbefinden vorhanden war. Sie lehnte sich etwas tiefer in die weißen Kissen zurück, schloss die Augen und strich sich mit ihrer schmalen Hand über das Gesicht. Den Applaus der vier Anderen nahm sie mit geschlossenen Augen und einem Lächeln im Gesicht dankbar entgegen.

Es ist schön, euch zuzuhören. Der liebe Gott hat recht daran getan, uns Fünf für diese Gruppe auszuwählen.“

Der Jüngste in der Gruppe hatte sich für diesen Kommentar von seinem Sessel erhoben. Er stand gebeugt und mit hängenden Schultern etwas bedauernswert da und man konnte kaum glauben, dass er sich in den himmlischen Gefilden befand, wo alle Sorgen und alles Elend ein Ende haben. Hätten die anderen Mitglieder der Gruppe nicht gewusst, dass er der Jüngste unter ihnen

war, so hätten sie ihn wohl für den Ältesten gehalten trotz seines vollen, kaum ergrauten Haares. Er ließ sich wieder, mit einem leichten Seufzer, in seinen weißen, himmlisch weichen Sessel nieder, versuchte sich aufrecht zu setzen, was nicht gut gelang, faltete bedächtig seine Hände, die, was seine Himmelsfreunde die ganze Zeit über schon interessiert betrachtet hatten, in weißen Baumwollhandschuhen steckten, und begann mit seiner Geschichte:

„Mein Leben war schrecklich. Ich bin so froh, dass ich es endlich hinter mir lassen konnte, auch wenn ich gerade erst sechzig Jahre alt geworden bin. Dies war schon zu lang, denn es gab keinen einzigen Tag der Freude, geschweige denn des Glücks in meinem Leben. Woran ich gestorben bin, kann ich gar nicht genau sagen. Nein, umgebracht habe ich mich nicht. Vielleicht hat mich unser gütiger Gott, unser freundlicher Hausherr, von diesem Elend errettet, denn ich besaß keinen Lebenswillen mehr und so blies er mir wohl gnädigerweise mein schon immer schwach flimmerndes Lebenslicht aus.“

Er bekreuzigte sich und schaute nach oben. Sicher hatte er vergessen, dass er sich ja schon im Himmel befand und so ein Nach-oben-Blicken doch nicht mehr notwendig war.

„Schon als kleines Kind hatte ich große Hautprobleme, nicht nur im Gesicht, sondern am ganzen Körper. Man steckte mich nachts in einen Ganzkörperanzug, dessen

Ärmel unten zugebunden waren. Ich sollte meine juckende Haut nicht auch noch blutig kratzen. Tagsüber tat ich es dennoch und sah somit noch unansehnlicher aus. Ich kam in die Pubertät mit dieser Haut und ich wurde erwachsen mit dieser Haut. Mein Lebensradius beschränkte sich in meiner Jugend und Lehrzeit auf mein Zimmer in der Wohnung meiner Eltern, später auf das möblierte Zimmer, welches ich angemietet hatte, nachdem mir mit der Anstellung bei einem Radiosender eine berufliche Perspektive eröffnet wurde und ich nun für die Pflege des Archivbestands zuständig war. Bei dieser Tätigkeit hatte ich wenig Kontakt zu den anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, da ich im Keller des Funkhauses arbeiten konnte, was mir sehr recht war. Ich war ein Maulwurf geworden. Ich hatte keine Freunde, schon gar keine Freundin, ich ging nicht aus und bewegte mich sowieso kaum unter Leuten. Die Arztbesuche stellte ich irgendwann ein, denn ich war mir sicher, dass ich sämtliche Ärztinnen und Ärzte im Umkreis von hundert Kilometern während meiner schon jahrelang erfolgten Konsultationen aufgesucht hatte. Ich gewann auch irgendwann den Eindruck, dass man mich nicht mehr behandeln wollte und mich inzwischen schief ansah, wenn ich wieder in einer Praxis auftauchte.

,Machen Sie eine Psychotherapie, gehen Sie in einen Entspannungskurs, betreiben Sie Yoga, legen Sie den Schalter in Ihrem Kopf um, schreiben Sie Ihre Gedanken auf, machen Sie sich jeden Tag eine kleine Freude, gehen

Sie in eine Selbsthilfegruppe, Sie müssen Ihr Leben komplett umstellen, versuchen Sie nur positiv zu denken, fahren Sie ans Meer, werden Sie karitativ tätig, kümmern Sie sich um andere Menschen, denen es schlechter geht als Ihnen!' Ach, ich kann gar nicht alle Ratschläge aufzählen, die man mir gab. Alles Unsinn. Was sollte der Quatsch? Mir konnte doch sowieso niemand helfen. Ich legte mich nach der Arbeit ins Bett, sah fern oder las manchmal ein Buch. Die Rollläden ließ ich stets geschlossen, einen Spiegel gab es nicht in meinem Zimmer. Das hätte mir noch gefehlt! Ich glaube, die Welt da draußen hatte mich irgendwann vergessen. Vielleicht war ich ja auch selbst daran schuld, weil ich mich so verkroch. Aber mit so einer Haut unter die Leute? Nein! Hässlich! Die Welt will schöne Menschen um sich haben. Ich kaufte mir keine Zeitschriften mit bunten Fotos mehr, ich ging nicht ins Kino, ich trieb keinen Sport. Ich trug stets ein und denselben Anzug, ein neuer Anzug passte nicht zu mir hässlichem Menschen. Irgendwann versagte mir der Appetit. Ich legte mich ins Bett, ging nicht mehr zur Arbeit, dämmerte nur vor mich hin, das Telefon hörte ich irgendwann nicht mehr klingeln. Als die Tür meines Zimmers aufgebrochen wurde, lebte ich schon ein paar Tage nicht mehr. Ich bekam eine sogenannte Sozialbestattung. Den billigsten Sarg. Keine Blumen. Ein Pfarrer war anwesend und ein Mitarbeiter der Friedhofsverwaltung. Sonst niemand. Aber dies alles machte mir nichts aus. Mein Leben war sowieso nicht ehrenwert gewesen und einer feierlichen Zeremonie nicht würdig.

Dennoch hielt der Pfarrer allein für mich eine wirklich schöne Trauerrede und sie beide, der Pfarrer und der Friedhofsangestellte, sangen andächtig: ‚Großer Gott, wir loben dich.‘ Das fand ich großartig. Sogar die Friedhofsglocke läutete allein für mein Begräbnis eine Viertelstunde lang. Donnerwetter, kann ich da nur sagen. Meine Baumwollhandschuhe, die weniger dem Schutz meiner rissigen und roten Hände dienen sollten, sondern die ich nur deswegen trug, damit mir der Anblick dieser erbärmlichen Hände erspart blieb, nahm mir der Arzt, der die Leichenschau durchführte, vor der Einsargung nicht ab. Das fand ich interessant. An der Leichenstarre konnte es nicht gelegen haben. Vielleicht wollte er, dass mir im Himmel der Anblick dieser Hände weiterhin erspart blieb. Ein guter Mensch. Der einzige Mensch, der jemals für mich da war und mich verstand. Halt, auch noch der Pfarrer und sein Angestellter.

So, nun bin ich hier oben. Ich bin nicht mehr traurig und nicht mehr einsam. Einen Spiegel gibt es hier oben hoffentlich nicht. Und meine Handschuhe werde ich auch hier oben im Paradies anbehalten.“

Er war etwas in Aufregung gekommen und hatte sich wieder von seinem Sessel erhoben. Er wischte sich mit der einen behandschuhten Hand über die Stirn. Er stand wiederum etwas gebeugt da mit immer noch etwas hängenden Schultern, aber seine Gesichtszüge erschienen weich und entspannt, als er sich wieder, diesmal sichtlich erleichtert, auf seinen himmlischen weichen

Sessel fallen ließ. Und da man im Himmel ledig allen Übels und Elends ist, war seine Haut engelsgleich rein und weiß. Denn die Reinheit sowohl des Körpers als auch der Seele ist das Markenzeichen des himmlischen Daseins. Man erwirbt diese Reinheit kostenlos, sozusagen als göttliches Geschenk, beim Empfang an der Himmelspforte. Selbstverständlich, und dies wurde den Neuankömmlingen freundlich, manchmal durch einen überaus liebenswürdigen Engel, aber auch schon hin und wieder durch den Hausherrn selbst, mitgeteilt, war die Reinigung der Seele – noch vor der physischen - das zuvörderst überreichte Gottesgeschenk.

Seine Zuhörerinnen und Zuhörer klatschten heftig. Er erhob sich nochmals von seinem Sessel und verbeugte sich, indem er den Kopf tief auf seine Brust senkte. Während er sich mit der linken Hand an der kunstvoll geschwungenen Sessel-Armlehne festhielt, machte er mit der rechten eine weit ausladende Bewegung von seinem Körper weg nach hinten, um so seiner Verbeugung noch mehr Nachdruck zu verleihen. In dieser Stellung nahm er den Applaus bis zum Ende entgegen. Dann setzte er sich wieder, lehnte sich gerade und aufrecht zurück, verschränkte seine Arme mit den behandschuhten Händen vor seiner Brust und atmete tief durch. Seine vier Himmelsgefährten beobachteten ihn wohlwollend, wie er mit Stolz erfüllt die Lippen spitzte und anhob, leise ein ihnen allen wohl bekanntes Lied zu pfeifen: „Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein. Alle

Ängste, alle Sorgen, sagt man, blieben darunter verborgen und dann ...“¹

Nun war die andere der beiden Frauen an der Reihe. Ihre kurz geschnittenen Haare waren dunkelgrau, nicht weiß, und unter dem kurzen Pony blitzten zwei braune Augen lebenslustig hervor, sodass man fast meinen konnte, sie befände sich noch im irdischen Lebensgeschehen und nicht hier oben im himmlischen Paradies. In ihrem weltlichen Leben hatte sie in den letzten Jahren ihres Lebens eine Brille getragen, die sie nun nicht mehr brauchte, da hier oben ein jeder, egal ob zuvor kurz- oder weitsichtig, ob getrübt oder blind gewesen, mit einem allerbesten Sehvermögen ausgestattet wurde. Doch sie trug nach wie vor ihre Brille bei sich, eine hellbraune Hornbrille mit dicken Gläsern, die an einem ebenfalls braunen Stoffband wie eine Halskette über ihrer Brust hing. Zur Überraschung ihrer gespannt wartenden Zuhörerschaft zog sie das Band mit der Brille mit leichter Hand über ihren Kopf und legte die Brille auf dem weißen Tischchen neben ihrem Sessel ab. Der Braun-Weiß-Kontrast war beeindruckend.

¹ Reinhard Mey, Liedermacher *Über den Wolken* (1974)

Sie setzte sich in ihrem Sessel aufrecht in die Kissen, legte ihre schmalen Hände in den Schoß und lächelte. Man konnte sehen, dass sie sich darauf freute, ihre Geschichte vorzutragen.

„Ich bin zwei Tage vor meinem neunundsiebzigsten Geburtstag verstorben. Eigentlich war es ein Wunder, dass ich so alt wurde. Denn ich wollte gar nicht so alt werden. Doch jetzt sage ich, es war schön, so lange zu leben. Denn es gab Zeiten, da war mein Leben schlimm. Es gibt ein Sprichwort, das besagt: ‚Zuerst die Galle und dann der Honig.‘ So war es auch bei mir. Der Honig floss in meinem Leben erst spät. Wie gut, dass ich gewartet hatte. Nun konnte ich am Ende meines Lebens sagen, dass ich ein sehr gutes, weil ereignisreiches Leben hatte. Viele Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens habe ich kennengelernt. Diese Erfahrung gemacht zu haben, ist ein wunderbares Gefühl. Denn es ist beruhigend zu wissen, wenn man Abschied nehmen will oder muss von dieser irdischen Welt, dass man nichts Wesentliches versäumt hat. Man ist im wahrsten Sinne des Wortes lebenssatt und geht zufrieden in das andere Dasein über. ‚In die Tiefe soll der Mensch gehen, nicht in die Ferne‘,² sagt ein Dichter. Wie er heißt, weiß ich nicht mehr. Er hat recht. Um die wirkliche Welt zu kennen, muss man manchmal nur in seinem Wohnhaus einen Stock tiefer

² *Nicht in die Ferne, in die Tiefe sollst du reisen.* Aphorismus von Ralph Waldo Emerson, US-amerikanischer Geistlicher, Philosoph, Schriftsteller (1803 bis 1882)

gehen. Dort findet man, was man auf Mallorca oder in der Karibik oder auf den Malediven nicht findet. Man braucht kein Kreuzfahrtschiff und kein Flugzeug. Dorthin zu kommen, kostet nichts.

Als ich fünfunddreißig Jahre alt war, verlor ich meinen Mann und mein Kind bei einem Autounfall. Kurz danach wurde ich von einem schrecklichen Hautausschlag befallen, der mich bis zu meinem Tode nicht mehr verlassen sollte. Keine Ärztin, kein Arzt konnte mir helfen. Man sagte: ‚Die Haut ist der Spiegel der Seele.‘ Meine Trauer sei also für diese Pein verantwortlich. Aber dies stimmte nicht. In meine Seele war keine Trauer eingeekehrt. Mein Mann und mein Kind und ihre Liebe hatten sich in meiner Seele niedergelassen und dort behielt ich sie lebenslang. Aber niemand wollte dies mir glauben. Die Menschen erschraken, wenn sie mich mit dem Hautausschlag sahen. So ging ich nicht mehr unter die Leute und kündigte sogar meinen Beruf. Das Essen und die wenige Kleidung, die ich noch benötigte, bestellte ich telefonisch und ein Lieferservice brachte mir alles, was ich zum Leben brauchte. Ich begann, Bücher zu schreiben. Kinderbücher. Mein Kind hatte kleine Schweinchen so sehr geliebt. Oft hatten wir daher Bauernhöfe besucht oder hatten Filme über Schweine angesehen. Unser Kind wusste viel über dieses Tier, dass es Sauen gibt, dass es Eber gibt, dass es Ferkel und Frischlinge gibt, Wildschweine und Hausschweine.

Natürlich besaß unser Kind auch ein Kuscheltier, nur eines, und dieses war ein rosiges Schweinchen aus Samt.

So begann ich also, Kinderbücher über *Das kleine rosa Schweinchen* zu schreiben. Nicht nur das Ausdenken und Schreiben machte mir Freude, sondern auch, dass ich so die Möglichkeit fand, das Vorurteil vom dummen Schwein oder von der schmutzigen Sau auszuräumen, natürlich auch die Zuschreibung als Glücksschwein, was allerdings eine freundlichere Sichtweise auf das Schwein ist. In seinem wahren Wesen ist das Schwein, welches physiologisch stark dem Menschen ähnelt, sehr reinlich, sehr neugierig, sehr intelligent und es freut sich sehr, wenn es Aufgaben zum Erledigen bekommt. So gab es viel Erzählstoff für mich und die Geschichten schrieb ich mit Begeisterung und Liebe auf. Meine Bücher über *Das kleine rosa Schweinchen* verkauften sich zu meiner Überraschung überaus erfolgreich. Sie wurden weltweit in viele Sprachen übersetzt. Auch wurde ich immer wieder zu Lesungen gebeten. Aber diese sagte ich regelmäßig ab. Niemals hätte ich mich für eine Lesung vor ein Publikum gesetzt. Meine Haut, herrje, die Zuhörerschaft hätte fluchtartig den Leseraum verlassen, wenn sie mich Monster gesehen hätten. So erfuhr niemals auch nur irgendjemand meiner Leserinnen und Leser in all den vielen Jahren, als meine Bücher millionenfach verkauft wurden, wie die Schriftstellerin aussah, die sie schrieb. Gut so! Ich will auch nicht wissen, wie andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller aussehen. Bei dem

Anblick mancher Gesichter würde dies mir die Lektüre des Buches gewiss verleiden.

Ab meinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr gesellten sich zu meinem Hautproblem einige Rückenprobleme vom vielen Sitzen hinzu und Probleme mit dem Handgelenk vom vielen Schreiben. Ich schrieb nämlich weder mit einer Schreibmaschine noch mit einem Computer. Ich schrieb alle Geschichten mit bunten Stiften auf Papier. Da ich bald berühmt geworden war, akzeptierte der Verlag meine Art des Schreibens und dass ich ihm die Texte mit der Post zusandte. Auch mein Sehvermögen verschlechterte sich zusehends. Daher musste ich die letzten Jahre meines Lebens diese Brille tragen. Doch sie war mein Glück. Sonst hätte ich nicht mehr schreiben können. Ich liebe sie bis heute. Kurz vor meinem neunundsiebzigsten Lebensjahr entschloss ich mich, der irdischen Welt Lebewohl zu sagen. Mein Mann und mein Kind waren ja in meiner Seele fest eingeschlossen. Sie zu verlieren musste ich keine Sorge haben. Ich trat also meine letzte Reise auf dem weltlichen Planeten an. Ich fuhr zu einer Organisation für Sterbehilfe und Freitodbegleitung. Meinen Verlag hatte ich informiert, meine Wohnung und meine Dienstleistungen gekündigt. Mein kleines Vermögen vermachte ich einem Waisenhaus und einigen Biobauernhöfen mit Schweinezucht. Das Einzige, was ich auf diese letzte Reise mitnahm, war das rosa Schweinchen, das Kuscheltier meines Kindes. Mein Tod trat schnell und schmerzlos ein. Vielen Dank an dieser Stelle

an die wunderbaren Menschen, die mich an diesem friedlichen Ort umsorgten. Zu mir in den Sarg legte man auf meinen Wunsch das Kuscheltier meines Kindes. Und natürlich behielt ich meine Brille um den Hals. In der Stadt, in der ich lebenslang wohnte und nie weggezogen war, kannte mich eigentlich niemand, da man mich seit dem Tod meines Mannes und meines Kindes kaum mehr auf den Straßen gesehen hatte. Aber mein Name war natürlich bekannt, weltweit bekannt. Ja, und so war ich, als ich auf dem Friedhof meiner Heimatstadt im Grab meines Mannes und meines Kindes beerdigt wurde, völlig überrascht über die Menschenmengen, die sich dort einfanden, unter ihnen viele Kinder, und über die vielen Trauerreden, die für mich gehalten wurden. Sogar Kinderchöre sangen für mich. Es war unglaublich! Wunderschön!

So, und nun bin ich hier und fühle mich sehr wohl. Der liebe Gott verzeiht mir bestimmt, dass ich nicht ihn zum Sterben geholt habe. Ich glaube nämlich, er hätte mich dort unten noch etwas warten lassen und das wollte ich aber nicht mehr.“

Sie schaute kurz zu dem lieben Gott, der ja etwas abseits götig in seinem Sessel saß. Sie lächelte und holte aus einer weißen großen Tasche, die die ganze Zeit neben ihrem Sessel gestanden hatte und welche die Zuhörer für eine kleine weiße Wolke gehalten hatten, das rosa Schweinchen aus Samt heraus und stellte es neben ihre braune Brille auf das kleine weiße Ablagetischchen. Der Rosa-

Braun-Weiß-Kontrast war perfekt. Sie strich dem Schweinchen liebevoll über den Rücken. Dann setzte sie sich wieder aufrecht im Sessel zurecht, legte ihre schmalen Hände in den Schoß und lächelte, während die vier die ganze Zeit über andachtsvoll Zuhörenden laut und anhaltend Beifall klatschten.

Nun kam der Letzte aus der Runde an die Reihe. Ein Mann von eher kleiner Statur, fast kleiner als die beiden Frauen, mit rundem Gesicht und einer Glatze. Wenn man ihn ansah, erschien sein Gesicht stets ein Lächeln zu zeigen. Da dieser Ausdruck nie verging, konnte man davon ausgehen, dass dieses Lächeln unbewusst und dauerhaft in seine Gesichtszüge eingeschrieben war. Er wirkte somit auf die übrigen Anwesenden freundlich und vertrauensvoll, obwohl diese Charaktereigenschaften hier oben eine Selbstverständlichkeit waren und somit keine Besonderheit darstellten. Er setzte sich auf seinem weißen Kissen zurecht, indem er seinen Rücken streckte und eine gerade Haltung einnahm, ohne sich anzulehnen. Er strich sich mit seinen eher kleinen Händen über die Glatze, sah freundlich lächelnd drein, was nun wohl mit Absicht geschah, und begann:

„Es ist sehr schön, mit euch hier oben zu sein. Eure Geschichten gefallen mir über die Maßen. Das Leben da unten ist sehr kurz. Deswegen ist es wichtig, aus jedem Tag einen fröhlichen Tag zu machen. Dies geht nämlich. Doch die Menschen auf der Erde sind zu verbissen in ihren Einstellungen und ihren Motivationen. So verlernen sie das Lächeln, welches ihnen doch schon im Mutterleib angeboren ist. Lächeln schafft Heil und Frieden. Nur Wenige leben nach dieser weisen Erkenntnis. Auch ich hatte viele Jahre das Gefühl, ich hätte dort unten nichts zu lachen. Ich wuchs in einem Waisenhaus auf, meine Eltern habe ich nie kennengelernt. Da ich mit einem schweren Hautausschlag behaftet war, wollte mich auch niemand adoptieren. Ich hatte dort in diesem Heim einen guten Freund. Doch er wurde irgendwann als Adoptivkind von einem Mann und einer Frau mitgenommen. Zu anderen Kindern hatte ich wenig Kontakt, auch gegenüber den Betreuern und den Schwestern blieb ich verschlossen. Wegen meiner unansehnlichen Haut bastelte ich mir Masken: Tigermasken, Katzenmasken, Chinesenmasken, Clownmasken – nun, alles Mögliche. Den Kindern im Waisenhaus gefielen meine Verkleidungskünste. Zu jeder Maske dachte ich mir eine eigene Geschichte aus. So hatte ich bei meinen Vorführungen im Speisesaal des Waisenhauses immer ein großes Publikum und bekam viel Beifall. So ersparte ich mir Folgeerkrankungen zu meiner Hautproblematik wie zum Beispiel eine Depression oder eine Zwangsstörung.“

Mit achtzehn Jahren musste ich das Waisenhaus verlassen und stellte mich auf eigene Füße. Die Betreuer und die Schwestern hatten sich bemüht, mich bei dem Theater der Stadt unterzubringen, wenn nicht als Schauspieler, so doch zumindest als Bühnenbildner oder Maskenbildner. Die entsprechende Ausbildung sollte ich auf Empfehlung erhalten. Mit meinem Hautausschlag hatte ich ja keine Chance, auf einer Schauspielschule angenommen zu werden. Auch die Berufsausübung als Maskenbildner blieb mir allerdings aus diesem Grund verwehrt. Doch da mich die Bühne faszinierte, gelang es mir schließlich mit Hilfe eines Betreuers aus dem Waisenhaus, eine Ausbildung zum Bühnenbildner zu absolvieren. Eine Anstellung beim Theater erhielt ich allerdings auch nur aufgrund der Intervention dieses Betreuers. Es gibt auch gute Menschen da unten.

Mein pickeliges und vernarbtes Gesicht blieb für mich, oder besser gesagt für meine Mitmenschen, dauerhaft ein Problem, zumal ich das Herumdrücken und Kratzen in meinem Gesicht nicht lassen konnte. Dies machte mich manchmal sehr wütend. Doch da ich richtig gute Witze erzählen und Faxen machen konnte, lustige Geschichten zum Besten gab und auch mit meiner Gitarre, die ich mir irgendwann eigenständig zu spielen beigebracht hatte und so meine selbst ausgedachten Lieder begleitete, verschaffte ich mir eine bestimmte Sympathie bei meinen Mitmenschen. Man begann sogar, mich für kleine gesellige Runden im privaten Kreis zu engagieren. Diese

Aufträge nahm ich sehr gerne an und sie erfreuten die Zuhörerschaft und mich. Doch nie trat ich ohne eine Maske auf, die ich eigens für jeden Auftritt selbst herstellte und die immer ein Lächeln zeigte. Mit der Zeit war meine kleine Wohnung vollgestopft mit lauter Masken. Ich glaube, die Menschen da unten wollen nie das wahre Gesicht sehen. Sie träumen nur von Glanz, Pracht und Schönheit. Für diese Illusion lassen sie sich belügen und betrügen. Doch manchmal lassen sie sich dadurch auch verzaubern und in ein glückseliges Traumland versetzen. Das ist dann sehr schön.

Nun, es bereitete mir großes Vergnügen, mit lächelnder Maske aufzutreten. Irgendwann begann ich, mich ganz besonders mit der Verkleidung als Clown zu beschäftigen. Ein Clown darf das, was andere Menschen nicht dürfen. Ein Clown darf unverblümt die Wahrheit sagen und das Tolle daran ist, die Menschen werden nicht wütend, sondern sie lachen. Ist das nicht grandios? Aber als Clown trägt man keine Maske, nur eine rote Pappnase, denn die Mimik des Clowns muss gesehen werden. Das Gesicht aber ist geschminkt. Meine Haut vertrug aber keine Schminke. Und einzig die Pappnase konnte meine Pickel, Narben und Rötungen nicht verbergen. Vor solch einem Clown würden die Menschen aus Angst – natürlich wegen Übertragungs- und Ansteckungsgefahr - davonlaufen. Schade. Clownsein hätte mir gefallen. Da fiel mir die Zeit im Waisenhaus ein. Kinder, je jünger sie noch sind, umso weniger wissen sie von Lüge und Heuchelei. Sie sind offen

und ehrlich. Sie durchschauen auch schnell, wenn der Onkel oder der Opa sich als Nikolaus oder Weihnachtsmann verkleidet haben. Auch beurteilen sie die Menschen eher nicht nach ihrem Aussehen, sondern eher nach ihrer Stimme und nach ihrem Verhalten. Runzeln, Falten, Pickel, Narben, Schielen, krumme Nasen, einbeinig, einarmig – all dies stört, je jünger die Kinder sind, dies stört sie alles nicht. Sie haben keine Angst, wenn die Person freundlich und lustig ist, Zeit für sie hat, mit ihnen singt und spielt.

Nun, so hörte ich eines Tages von den ehrenamtlich tätigen Clowndoktoren, die in Krankenhäusern den kleinen Patientinnen und Patienten Freude und Lebensmut vermitteln, ihre Ängste mildern und die Langeweile etwas vertreiben. Das wäre doch etwas für mich, dachte ich mir. Doch ich war realistisch und vorsichtig genug, um zu wissen, dass nicht jedes Kind mein vernarbtes Gesicht ignorieren würde. So beschloss ich, meine Vorstellungen einzig auf dermatologischen Klinikstationen für Kinder vorzuführen. Denn ich sah doch so aus wie sie. Endlich gab es einen Menschen, der ihnen ähnlich war. Und einer, der zudem lachte und fröhlich war. Und so war es dann auch. Meine Kindervorstellungen wurden begeistert aufgenommen. Ich war restlos ausgebucht. Das Beisein von Eltern verbat ich. Denn ich wusste, dass sie lauter Ängste entwickeln würden, dass ich ihre Kinder noch zusätzlich zu deren eigener Hautkrankheit anstecken könnte. Ein kleiner

Junge fragte mich einmal, ob meine Pickel aufgeklebt seien. Ich versicherte, dass sie echt seien. Da war er zufrieden.

Meine Hautkrankheit heilte nie. Ich weiß nicht, warum. Die Experten-Diagnosen waren sehr unterschiedlich wie auch die Therapien, die mir verordnet wurden. Irgendwann suchte ich keine Ärztin und keinen Arzt mehr auf, sondern akzeptierte mich so wie ich war. Mein Leben war nicht leicht, die Haut spannte, war rissig, blutete, manchmal musste ich eine Vorstellung deswegen absagen. Nur mit meinen Masken fühlte ich mich unter den Menschen wohl, sonst mied ich sie eher. Aber an Fastnacht, ja, da war ich an allen tollen Tagen unterwegs, mitten im Karnevalistengetümmel und in bester Stimmung. Eine Familie gründete ich nie. Aber was ist schon perfekt im Leben. Im Fernsehen sah ich alle Sendungen an, die irgendetwas mit Masken zu tun hatten, zum Beispiel über indigene Völker und ihre kulturellen Tänze, den Karneval in Venedig, Theaterstücke aus der Commedia dell'arte, Konzerte mit Michael Jackson, dessen vielfältige Hautkrankheiten und Gesichtsoperationen mich sehr faszinierten, oder Konzerte des Rappers Sido mit seiner Totenkopfmaske.

So war mein Leben. Ich erhielt viel Anerkennung für die Entwürfe meiner Bühnenbilddekorationen und ich bekam besonders viel Beifall von den Kindern auf den Kinderstationen der Hautkliniken und auch von der Ärzteschaft, die mich allerdings anfangs skeptisch beäugt

hatte. Natürlich vergaß ich nie die Kinder im Waisenhaus. Aber für die dortigen Besuche setzte ich mir stets eine Maske auf, zum Beispiel eine Fuchsmaske oder eine Kasperlmaske oder ein Sonnengesicht. Nun, die Kinder durften sich auch eine Verkleidung wünschen.

Ja, ich hatte ein sehr ausgefülltes und zufriedenes Leben. Man nannte mich den Mann mit dem Lächeln im Gesicht. Dies stimmte auch, obwohl viele mich doch nur mit meinen lächelnden Masken kannten. Vielleicht waren es eher meine lustigen Geschichten und meine lächelnde Stimme, dass die Menschen mich so bezeichneten. ‚Ihre Stimme lächelt‘, meinte einmal eine Zuschauerin. Vielleicht hätte ich da meine Maske absetzen sollen. Gesicht oder Stimme? Besser gesagt: Wahres Gesicht oder wahre, unverstellte Stimme? Was gewinnt? Nun, ein blinder Mensch urteilt nach der Stimme, ein Sehender nach dem Aussehen, ein Weiser jedoch nach der Beschaffenheit der Seele. Ja, ja, wir Menschen lieben die äußere Makellosigkeit und schließen von ihr leider zu oft auf eine innere Makellosigkeit. Menschliches Blendwerk. Die Menschen hätscheln ihre Götzen selbst.“

Der kleine Mann hielt in seinem Vortrag kurz inne und schaute hinüber zu dem lieben Gott, der andächtig in seinem Sessel saß und lauschte. Vielleicht bestätigte der liebe Gott mit einem kurzen Kopfnicken seine Einschätzung über die Menschen. Doch der liebe Gott machte hierzu keinerlei Anzeichen. Und so fuhr der kleine Mann in seinem Vortrag fort.

„Eines Tages, fast schon siebzigjährig, meinen Beruf als Bühnenbildner hatte ich seit meinem fünfundsechzigsten Lebensjahr aufgegeben und arbeitete nur noch als Opa-Klinikclown, wollte ich am Ausgang der Klinik nach einer Kindervorstellung die Straße überqueren, als mich ein Auto erfasste und ich über die Straße geschleudert wurde. Ich verstarb auf der Stelle. Meine Güte, da war vielleicht was los! Diesen Menschauflauf hättet ihr sehen sollen! ‚Der Clown ist tot, unser Clown ist tot!‘, riefen alle durcheinander und weinten.

Nun, so bin ich also hier oben bei euch angekommen. Wie schön. Jaja, mein Begräbnis war wunderbar, das muss ich schon sagen. Viele Leute vom Theater, die Ärzteschaft aus den Kliniken, viele Kinder aus den Krankenhäusern und natürlich aus dem Waisenhaus – so viele Menschen waren gekommen. Einige hatten sich rote Pappnasen aufgesetzt – und das auf dem Friedhof. Das fand ich toll! Übrigens, nach meinem Tod wurde meine kleine Wohnung aufgelöst und man war sehr überrascht, dort so viele Masken vorzufinden. Die Hautklinik erwarb die Rechte an ihnen und richtete eine Dauerausstellung in ihrer Eingangshalle ein. Anlässlich der Vernissage wurde meine Arbeit durch den Klinikdirektor mit wirklich tief bewegenden Worten gewürdigt. Die Kinder hatten ein Plakat angefertigt mit meinem Bild und der roten Pappnase. Darunter schrieben alle ihren Namen und den Satz: ‚Unseren lustigen Clown werden wir nie vergessen. Du hast uns gezeigt, was im Leben wirklich wichtig ist:

Aufrichtigkeit, Liebe, Warmherzigkeit, Fröhlichkeit.‘
Darüber habe ich mich sehr gefreut.“

Während seiner Erzählung war der kleine Mann in seinem Sessel etwas zusammengesunken, so dass er fast in den weißen Kissen verschwand. Nun richtete er sich ein wenig auf und fuhr wieder mit seinen eher kleinen Händen über seine Glatze. Er lächelte, wie immer.

Seine Zuhörerschaft spendete kräftigen Beifall. Ihre Gesichter schauten dabei fröhlich und entspannt. Und sie klatschten besonders lange, denn dies war ja die letzte Erzählung gewesen.

Der liebe Gott hatte andächtig, natürlich, was denn sonst, die Geschichten mitangehört. Die Geschichtenerzählerinnen und Erzähler hatten ihn fast vergessen, da er so still und unauffällig in seinem weißen Lieblingssessel in seinem weißen langen Gewand in respektvoller Entfernung zu ihnen Platz genommen hatte.

„Mir gefiel, was ihr vorgetragen habt“, begann der liebe Gott zu den Fünfen zu sprechen. „Ich wusste, dass es richtig war, euch zusammen in eine Gruppe zu geben. In der nächsten Zeit werden noch weitere Gleichgesinnte in

euren Kreis eintreten. Ihr werdet euch gewiss gut mit ihnen verstehen und unterhalten.“ Dann hielt der liebe Gott inne, steckte zwei Finger in seinen Mund, der durch den Bart fast völlig verdeckt war, und plötzlich ertönte ein Pfiff, ein leiser Pfiff, keiner, bei dem man erschrak, sondern einer, bei dem man eher an den freundlichen Pfiff des Nikolauses dachte, der seine Rentiere herbeiruft oder den behutsamen Pfiff des Christkindleins, der den so sehnsüchtig wartenden Kindern signalisiert, dass sie nun endlich das Weihnachtszimmer betreten dürfen. Als der Pfiff verklungen war, öffnete sich langsam eine der weißen Himmelstüren, die in den Vortragssaal führten.

Ein kleiner roter Teufel mit spitzen Ohren und Widderhörnern sowie einem langen, dünnen Schwanz, aber ohne Pferdefuß, trat zaghaft ein. Der liebe Gott winkte ihn lächelnd zu sich und der kleine Teufel sprang sofort und voller Vertrauen auf seinen Schoß. Die Fünf waren über die Maßen überrascht. Zum Glück stank der kleine Teufel nicht.

Der liebe Gott hielt kurz inne, denn er bemerkte, wie die Fünf neugierig den kleinen Teufel anstarrten. „Ich sehe, ihr seid ein wenig überrascht über meinen kleinen Gefährten. Er begleitet mich oft bei meinen Besuchen in den verschiedenen Gruppen, die täglich hier in den Himmelsgefilden ankommen. Das himmlische Dasein ist zwar frei von allen menschlichen Scheußlichkeiten, wie sie auf dem Planeten Erde häufig zu finden sind, aber gar zu steril himmlisch ist es hier oben auch wieder nicht. Das

wäre ja langweilig und euch Auferstandenen würde vielleicht doch hin und wieder ein wenig Teuflisches fehlen. Ihr seid für ein sogenanntes Schlaraffenland, wie ihr dort unten die Glückseligkeit nennt, die aber auch Langeweile bedeuten kann, doch nicht so recht geschaffen.“ Der liebe Gott schaute kurz nachdenklich zu Boden, dabei seinen weißen Bart streichend, um dann wieder unter seinen buschigen weißen Augenbrauen seine Augen auf die Anwesenden zu richten.

„Tja, dies hat man mir oft vorgeworfen, dass ich euch nicht optimal erschaffen habe, dass ihr als ein ewiges Mängelwesen in eurem irdischen Dasein zurechtkommen müsst und daher beständig bemüht seid, eure Defizite irgendwie auszugleichen. Zu meinem großen Bedauern macht ihr dann leider für diese Defizite eure Mitmenschen verantwortlich. Welch ein Irrtum! Ja, vielleicht haben meine Kritiker recht. Ich hätte nicht schon am siebten Tag meiner Welterschaffung ruhen sollen. Mindestens noch eine weitere Woche hätte ich für die bei euch so populäre Schöpfungsgeschichte aufwenden sollen, wobei ich meine Schöpferkraft ganz besonders eurer Menschlichkeitswerdung hätte zuteilwerden lassen müssen. Ihr Menschen hättet mein Meisterstück werden können. So habe ich versagt. Ich bin verantwortlich, dass ihr auch mit so schrecklichen Krankheiten geplagt seid, wie ihr sie eben geschildert habt. Eure Berichte haben mich tief berührt und ich mache mir große Vorwürfe über mein fehlerhaftes Arbeiten. Leider habe ich auch nicht

bedacht, dass ein Fehler das ganze System durcheinanderbringen kann und eine Kettenreaktion auszulösen vermag. So seid ihr auch behaftet mit Schmerz, Angst, Aggression, Scham, Ekel, ja mit all diesen entsetzlichen Eigenschaften, die euch das Leben zur Pein machen können. Zu Recht zweifelt ihr deswegen an meiner Existenz und dass ich euch das Heil bringe. Zudem habe ich auch übersehen, dass eure Leidenschaften, eure Neugier, euer Forscherdrang, die aus diesem ewigen Mangel erwachsen sind, euch immer weitertreiben müssen und niemand sich euch in diesem Drang in den Weg stellen darf. So entstanden Narzissmus, Konkurrenzdenken, Neid, Streit, Krieg und Gewalt. Ja, ja. Es war mein Fehler. So habe ich mir diesen kleinen Teufel an die Seite gestellt. Er ist mein *Advocatus Diaboli*, der mich ermahnt, wenn ich wieder dabei sein sollte, einen Fehler zu machen, mich selbst zu überschätzen oder betriebsblind zu werden. Ach ja!“

Der liebe Gott seufzte tief. „Es ist dann wichtig, dass ich auf ihn höre. Ich habe auch schon versucht, meinen Fehler an den Erdenmenschen wieder einigermaßen gutzumachen, indem ich ihnen in brisanten Situationen diesen kleinen Teufel schickte, der sie vor ihrem Unsinn bewahren sollte. Aber sie hören nicht auf diesen kleinen Einflüsterer. Das ist das ganze Übel. Daher, ich habe es euch schon gesagt, habt ihr hier oben in den himmlischen Gefilden nicht nur ein fröhliches und friedliches Dasein zu erwarten, sondern auch eine Aufgabe übernommen:

Jeder von euch darf einen der unzähligen Sterne am Himmelszelt sein Eigen nennen. Und wenn ihr mit euren guten Gesprächen - wie die eben geführten - kleine Funken auf eurem Stern entfachen könnt, dann ist es möglich, dass ein Funke einen der unten auf der Erde Weilenden trifft und dieser von der himmlischen Erleuchtung ergriffen wird. Dies hat es tatsächlich hin und wieder gegeben. Davon habe ich euch schon berichtet, bevor ihr mit euren Erzählungen angefangen habt. Und dieser Funke kann die Erkenntnis darüber auslösen, was in eurem irdischen Leben wirklich wichtig ist. Und dann, ja dann geschehen manchmal Dinge, die ihr als Wunder bezeichnet, Dinge, für die ihr keine wissenschaftliche Erklärung findet.“ Die Augen vom lieben Gott strahlten. Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Es freut mich daher ungemein, wenn wieder einmal eine starke kosmische Strahlung die Menschen auf der Erde in Aufregung versetzt oder sie von einer Supernova überrascht werden.“

Der liebe Gott schmunzelte, erhob sich, nahm den kleinen Teufel an die Hand und schlenderte mit ihm durch die weiße Himmelstür in seine göttlichen Gemächer. Und wer des Nachts bei einem klaren Himmel die Sterne anschaut, kann so manches Mal einen von den Millionen und Abermillionen leuchtenden Himmelskörpern so recht hell blinken sehen.

